

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 111 (1985)  
**Heft:** 30  
  
**Rubrik:** Von Haus zu Haus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 31.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Geistige Brandstiftung

«Wenn Ihnen Ihre Sicherheit lieb ist, dann sind Sie gegen die Tamilen», stand auf einem Flugblatt, das die NA in die Briefkästen der Einwohner von Sornetan im Berner Jura warf. In dieser Gemeinde liegt nämlich ein

## Von Mia

kirchliches Begegnungszentrum, das sich anboten hatte, 18 Tamilen aufzunehmen, weil sie eine Baracke in Bern räumen mussten, um Saisonarbeitern Platz zu machen. Vorher sollten allerdings die Bürgerinnen und Bürger von

Sornetan in einer Gemeindeversammlung dazu Stellung nehmen. Prompt lehnte eine (geringe) Mehrheit die Tamilen ab. Einmal mehr konnten die Drahtzieher im Hintergrund einen Erfolg für sich buchen.

Um die Sicherheit seines Geschäftes und seiner Kundschaft bangte auch jener Gastwirt in der Stadt Bern, der seinem Personal strikte verbot, Tamilen zu bedienen. Zwar beschäftigt er zwei in der Küche. Aber als Gäste wollte er ihre Landsleute nicht, obwohl er zugeben musste, dass sie sich anständig benommen hatten. «Zuerst kamen nur vier, dann, im Lauf der Woche, hatte ich plötzlich die Terrasse voll. Ich musste eine Invasion von Tamilen befürchten.» Der Präsident des Berner Wirteverbandes doppelte nach: «Wenn eine Horde von denen zusammen ist, können die ausflippen, Tumulte verursachen, wie man es in Brüssel gesehen hat.» (Gemeint war das Fussballmassaker Ende Mai!) – Nun, einige der Stammgäste suchten sich

ein anderes Lokal – aus Protest. Und zwei Tage später entschloss sich der Wirt, Tamilen wieder zu bedienen, jedoch nur, wenn sie einzeln daherkämen!

Die Angst vor diesen Menschen drückt sich auch in Leserbriefen aus: »Die schwarzen Männer, die durch unsere Strassen schleichen, die finsternen Gesichter im Bahnhof«, heisst es da. Die eigene Visage hingegen, deren ledernes Braun man sich an einem exotischen Strand geholt hat, flösst einem kein Missbehagen ein.

Die Tamilen fürchte ich nicht. Diejenigen, mit denen ich bis jetzt ins Gespräch gekommen bin, waren eher schüchtern, ausnahmslos höflich und sichtbar glücklich darüber, mit Einheimischen ein paar Worte wechseln zu dürfen. Sie haben mich weder überfallen noch sonstwie belästigt.

Aber ich habe Angst vor jenen Leuten, die denen, die nicht ihrer Meinung sind, einen rassistischen Brief anonym ins Haus schicken.

Ich fürchte die Mentalität, die hinter einem vertraulichen Bericht der Bundesanwaltschaft über Missbräuche im Asylwesen steht und wegen einzelner Vorfälle ganze Menschengruppen diskriminiert. Ich fürchte jene, die dafür sorgen, dass dieser Bericht in falsche Hände gerät. Die Verantwortlichen einer Gratiszeitung fürchte ich, die sich nicht scheuen, NA-Inserate mit Zitaten daraus zu publizieren. Mir graut vor jenem fanatischen Studenten, der seine parlamentarische Immunität dazu missbraucht, aufgrund dieses Berichtes eine Broschüre zusammenzustellen und unters Volk zu bringen. Und in penetranter Weise damit weiterfährt, obwohl er in den Zeitungen herumgeschleppt wird und das Damoklesschwert eines Strafverfahrens über seinem Haupt hängt.

Kleinen Kindern nimmt man die Zündhölzer weg, damit sie keinen Schaden anrichten können. Erwachsene geistige Brandstifter lässt man gewähren.



# Höfliche Feindschaft

Im Bereich freundschaftlicher Beziehungen sind Frauen, wenn mich die Erfahrung nicht täuscht, viel differenzierter als Männer. Denn Frauen können jahre-, ja jahrzehntelang Freundschaften aufrechterhalten, obschon sie wissen, dass keine von ihnen jemals auch nur eine Kastanie für die andere aus dem Feuer holen würde. Man bewegt sich auf einer schwebenden Ebene, die vieles

zulässt, aber zu keinen festen Versprechungen nötigt. Man lädt sich gegenseitig ein, schenkt sich Geburtstagsblumen, tauscht Erlebnisse aus, die die Gegenseite nicht interessieren, aber die Jahre haben daraus eine liebe Gewohnheit gesponnen, auf die man nicht verzichten will.

Indessen unterliegen Einladungen zu Parties recht strengen, wenngleich flexiblen Spielregeln. Es kommt allerdings sehr auf das jeweilige Niveau der Partner an. «Ich würde mich so sehr freuen, wenn du kämst!» Lächeln dazu, bittende Stimme, alles sehr, sehr echt! Von der anderen Seite tönt

es ebenso samtweich zurück, wenn das Niveau gleich ist: «Ach, wie leid mir das tut! Ich kann mit dem besten Willen nicht kommen, ich hetze von Termin zu Termin – ich habe ja kein Privatleben mehr.» Nur kleinformatige Frauen atmen jetzt auf: Das Spiel ist zu Ende. Ganz anders reagieren die engagierten, erfolgsuchenden, karrieredenkenden Frauen, und sie spielen die Register weiter – bis sich die Jägerin in Sachen Termine «geschlagen» gibt und zur Party kommt, wie sie es ohnehin vorhatte. Denn wo messen sich zwei sich freundschaftlich gesinnte Gegnerinnen besser, als

auf der perfekten Drehbühne, wo jede bis zur äussersten Anstrengung ihren Part spielt und versucht, der andern die Show zu stehlen? Das ist erfrischend, hält geistig fit, trainiert Konzentrationsfähigkeit und Beobachtungsgabe. Wunderbar, solcherart eine Frau zu sein, die der befreundeten Gegnerin auf diesen gefährlichen Kurven vorbeidriftender Geistesblitze ihre Überlegenheit coram publico beweisen kann. Am Ende der Party sind beide Frauen erschöpft, fühlen sich aber selbstzufrieden als Siegerinnen.

Und doch: freundschaftliche Feindschaften sind zarte Gebilde. Ein Wort zuviel, am falschen Tag ... daraus entsteht Feindschaft, die meistens zur abrupten Trennung führt. – Vorbei die gesäuselte, gepflegte Höflichkeit, vorbei jahrelang gehütete, feindliche Gesinnung unter dem Lächeln: Ich nehm' dich so, wie du bist! – Keine Spur!

Die lebenswürdigste Seite einer höflichen Feindschaft besteht darin, die andere so zu akzeptieren, wie sie sich gibt. Nur Freunde, echte, sehen tiefer.

Ellen Darc

# Macher

Ein Signal fortschreitender Sprachverrohung höre ich jeden Tag mehrmals. In Spitälern

und Heimen werden die Patienten von den anwesenden Pflegepersonen betreut, die Verantwortung wechselt je nach der Zimmerzuteilung. Klar, dass niemals alle Tätigkeiten beim einzelnen Pensionär aufgezählt werden können. Dennoch: Der Pflegenden arbeitet nicht bei Frau Sowieso, ist nicht in diesem oder jenem Zimmer zu finden – nein, er «macht» Frau Sowieso. Machen ist das Wort, die Tätigkeit!

Traurig ist die Feststellung, dass jeder verbale Protest unnütz ist: Man macht. Basta!

Gipfel der Gedankenlosigkeit: in der Zeit nach dem Abendessen. Dann wird frischfröhlich Frau Sowieso «fertig gemacht». Über Zweideutigkeiten lässt sich streiten. – Wie viel netter tönte es doch, wenn bei Frau Sowieso fertig gemacht würde! Aber eben: ein Ausbruch aus übernommener und weitergegebener Terminologie, ein bewusstes Ausbrechen aus der gedankenlosen Routine bedarf der Erkenntnis und des Willens. Das ist für zu zahlreiche zu schwere Kopfarbeit.

Hanni Gerhard

## Der Hut

Tragen Sie Hüte? Abgesehen von einem Regen- beziehungsweise Sonnenhut lebe ich sozusagen hutlos. Und doch habe ich Hutprobleme ...

Ich gehöre leider zu der Sorte Menschen, die immer viel Verschiedenes auf einmal tun können oder möchten. Und da beginnen meine Schwierigkeiten: Obwohl mein Hut einer Standardgrösse zugehört, also so gross ist wie ein Tag, habe ich Mühe, alle Locken darunter zu verstauen. Hier gibt es eine Ausbuchtung, weil eine Haushaltarbeit länger dauert als vorgesehen, da quillt ein Löckchen hervor, weil ich, anstatt unverzüglich vom Einkaufen heimzukehren, mit einer Bekannten Kaffee getrunken habe; hinzu kommen die verschiedenen Verzögerungshaarlocken, die entweder durch mich oder die Kinder entstanden sind.

Oft hat mein Tageshut zwar schillernde Farben, ist aber ziemlich ausgebeult und deformiert. Manchmal gucken ganze Zöpfe darunter hervor, weil ich mich im Garten zu lange aufhalten liess oder weil meine berufliche Tätigkeit mehr Zeit beanspruchte als angenommen.

Dazwischen aber gibt es Tage, da ist der Hut so weit, dass er über meine Stirn rutscht, bis auf die Ohren hinunter, und ich nicht mehr viel sehe, also nur noch irgend etwas zum Vergnügen mache (und natürlich auch zur Entspannung).

Ich bewundere all jene flexiblen, aktiven Menschen, die viele verschiedene Dinge tun können,

ohne dass irgend etwas oder jemand darunter zu leiden hat. Sie müssen wahre Zauberkünstler sein in Sachen Organisation und Kräfteeinteilung. Denn, ich verstehe es offen, auch mit dem Verteilen der Energie habe ich Mühe. Manchmal geht es mir wie einem Vulkan: Er sprüht und glüht, und plötzlich ist alles vorbei, nur eine Rauchwolke verrät noch die vor kurzem zu Ende gegangene «Schaffensperiode». Dann kommen die stilleren Tage bis zur nächsten Aktivphase.

Was meistens etwa gleich bleibt sind die Locken vom Lachen oder Lächeln mit andern oder über mich selbst und das goldene Löckchen der Lebensfreude, das immer wieder irgendwo unter meinem strapazierten Tageshut hervorguckt. *Lisbeth Vontobel*

## Jedermann

Wie jedermann sind wir nicht jedermann und mächtig stolz darauf.

Wenn sich zum Beispiel jedermann im Sommer schwer beladen mit Sack und Pack, mit Surfbrett, Zelt und Koffern in die unendliche Blechschlange einreicht, die langsam über alle Berge nach Süden kriecht, packen wir die Wanderschuhe ein, legen ein paar Bücher dazu und natürlich den Regenschutz, und fahren auf Nebenwegen ins nahe Appenzellerland.

Die Wanderschuhe haben wir letztes Jahr kaum gebraucht, dafür um so öfter den Regenschutz. Wir haben während des Dauerregens alles Lesbare gelesen, wir haben eine Menge Kreuzworträtsel gelöst und sind immer wieder durch den triefenden Wald gestreift, dessen kränklicher Zustand die Ferienstimmung auch nicht gerade zu heben vermochte. Auf einem solchen nassen Spaziergang haben wir dann beschlossen, 1985 vielleicht doch Ferien im Süden in Betracht zu ziehen ...

Wenn jedermann samstags mit dem Rasenmäher lärmt und mit der Heckenschere schnippt, wenn die bläuliche Abgaswolke der vielen gärtnerischen Hilfsgeräte über der Gegend liegt, dann setzen wir uns in eine stille Gartenecke und sehen den Pflanzen zu, die bei uns ebenso giftfrei wie unverkrampft wachsen und gedeihen. Wir beobachten die Vögel, die ihre Jungen hier völlig biologisch-dynamisch aufziehen können, und freuen uns über unseren Naturgarten.

Natürlich, und das ist die Kehrseite, darf das Gras nicht in den Himmel wachsen. Darum habe ich einen benachbarten Landwirt angefragt, ob er unsere Naturwiese im Laufe des Sommers einmal mähen würde. Mein Anliegen löste nicht eitel Freude aus. Jedermann, sagte der Nach-

bar, jedermann habe plötzlich einen Naturgarten und erwarte von ihm, dass er ihn pflegen helfe.

Jedermann, oder doch fast jedermann, verwirklicht sich momentan selbst; das heisst, jedermann steigt allein, mit Hilfe eines Spezialisten oder im Verein einer Gruppe hinab in die Tiefen des Unbewussten, lotet seine Seele aus nach verschwiegenen Wünschen und verdrängten Aversionen.

Eine Familienmutter hat alle Hände voll zu tun, den neu entdeckten Bedürfnissen der sie umgebenden Selbstfinder zu entsprechen, gerecht zu werden. Es bleibt ihr darum weder Zeit noch Kraft, ihrer eigenen Identität nachzuspüren und sich unablässig zu fragen, ob sie das, was sie tut, gern tue, oder ob sie sich möglicherweise längst verfehlt habe.

Vielleicht später einmal, wenn sich alle Lieben gefunden und verwirklicht haben, vielleicht im AHV-Alter werde ich mich auf die Suche nach mir selbst machen, um den Anforderungen, die heutzutage jedermann an sich zu stellen hat, zu genügen.

Ingeborg Rotach

## Der Doktor und die Rose

Mein Schwiegervater war hochbetagt, seine Kräfte nahmen ab, und ich sorgte mich, weil er nicht krankenversichert war. Die Privatkassenkasse, der er angehört hatte, war aufgelöst worden, und jede andere Kasse hätte ihn nur mit so vielen Vorbehalten aufgenommen, dass es sinnlos

war, sich weiter darum zu bemühen. Unsere Rettung war ein guter, erfahrener Landarzt, der ihm sehr mässige Rechnungen stellte und für den alten Mann doch bei Tag oder Nacht sorgte. Als er wieder einmal Vaters Lungenentzündung kurierte, standen im Hauseingang gerade einige Rosenstöcke zum Pflanzen bereit. In einer Aufwallung von Dankbarkeit bot ich dem gütigen Mann die Rose «Madame Baronne de Rothschild» an, die, karmesinrot mit weissem Rand, eine Zierde seines schönen, ländlichen Gartens sein würde. Bewegt und erfreut nahm er an, um auch seine Frau damit zu erfreuen.

Vater starb im 97. Lebensjahr, von seinem Arzt bis zu allerletzt ausgezeichnet betreut, und von mir, meiner Schwester und Freunden im Dorf gemeinsam gepflegt. Ich wartete auf die Rechnung, und als ein halbes Jahr verstrichen war, fragte ich an, ob sie etwa verlorengegangen sei. Mit einer eigenen Aufnahme blühender und reifender Walderdbeeren – ihn und uns trennen etwa 12 Kilometer weithin waldigen Weges – teilte mir der Arzt mit, ich müsse keine Rechnung erwarten. Es sei ihm eine Ehre gewesen, den edlen Greis zu betreuen und ihn, soweit es in seinen Möglichkeiten gestanden habe, helfend zu begleiten. Er hatte gespürt, wie Vater sich sorgte, mich, die verwitwete Schwiegertochter, nun ganz allein zurückzulassen, und hatte auf ein ansehnliches Honorar einfach verzichtet.

Jede gute Tat trägt zwar ihren Lohn auch in sich, aber ich hoffe, der Rosenstock habe diesen harten Winter überstanden und treibe viele Blüten zu meines Wohltäters Freude.

Eva Jung

## ECHO AUS DEM LESERKREIS

### Taben und Dosen

(Echo Nebelspalter Nr. 26)

Liebe Susi Egli

Ich darf Sie wohl so anreden, denn ich stamme aus der Zeit, da die ersten Zahnpasten in Tuben auf dem Markt erschienen. Sie hatten vorn nur einen kleinen Schlitz, aus dem ein «Bändchen» des Inhaltes herauskam. Kurz danach muss dann wohl folgendes geschehen sein: Ein Fabrikant beauftragte den besten Werbeberater, für ihn nach einer Möglichkeit zu suchen, ohne allzugrosse Kosten seinen Umsatz um 30 Prozent zu steigern. Bald wurde ihm in einem Brief mitgeteilt, dass die Lösung des Problems gefunden sei, jedoch versiegelt bei einem Notar in Verwahrung liege. Gegen Bezahlung eines Honorars von 20000 Franken könne das Schriftstück abgeholt werden, was dann auch geschah. Auf dem Zettel stand: «Machen Sie das Loch in Ihren Tuben um 30 Prozent grösser!» Mir scheint, dass Fabrikanten «mehr oder we-

niger dumm» wären, wenn sie diesen Ratschlag nicht befolgten, denn nicht alle Hausfrauen sind so schlau wie Sie, Frau Susi. Bei Ihrem zweiten Problem unterliegen Sie einem Irrtum. Der nach innen gewölbte Boden von Spraydosen aus Blech – Plastik ist dehnbarer – hat eine Sicherheitsfunktion. Bei Erwärmung dehnt sich das Gas in der Tube aus und kann vorerst den Boden nach aussen drücken. Es kann aber sein, dass dies nicht genügt. Wenn die Dose zum Beispiel intensiver Sonnenbestrahlung ausgesetzt wird, dann ...

Eine meiner Schwägerinnen hat mir erzählt, sie habe in einem kleinen Wandschrank, als sie ihn öffnete, nur Schwarz gesehen. Was war passiert? Eine Spraydose mit schwarzem Schuhlack hatte zu nahe an einer durch den Schrank laufenden Röhre gestanden – und war explodiert! Die Röhre ist eine Heisswasserleitung!

Es steht auf jeder Dose: «Vor Wärme schützen.» *Robert Stiefel*